

Schriften des Landtages Brandenburg Heft 1/2021

Festveranstaltung zur Woche der Brüderlichkeit im Land Brandenburg 2021

26. Mai 2021



Musikalisch untermalt wurde die Festveranstaltung durch die Akkordeonistin Shulamit Anna-Elena Lyubovskaya (Berlin).



Inhalt

05

Psalmgebet

**Ariel
Kirzon**

Rabbiner des Landes-
verbands der Jüdi-
schen Gemeinden im
Land Brandenburg

07

Grußwort

**Prof. Dr.
Ulrike Liedtke**

Präsidentin des Land-
tages Brandenburg

11

Grußwort

**Tobias
Barniske**

Vorsitzender der
Gesellschaft für
christlich-jüdische
Zusammenarbeit
Potsdam

13

Festrede

**Dr. Lea Wohl
von Haselberg**

Leiterin des BMBF-
Forschungsprojekts
„Zwischen Erinner-
ungskultur und Anti-
semitismus“ und der
Nachwuchsfor-
schungsgruppe
„Was ist jüdischer
Film?“ an der Filmuni-
versität Babelsberg
KONRAD WOLF

23

Kurzpräsentation

**Nick
Hörmann**

Vertreter der Fach-
schaft Jüdische
Theologie an der
Universität Potsdam

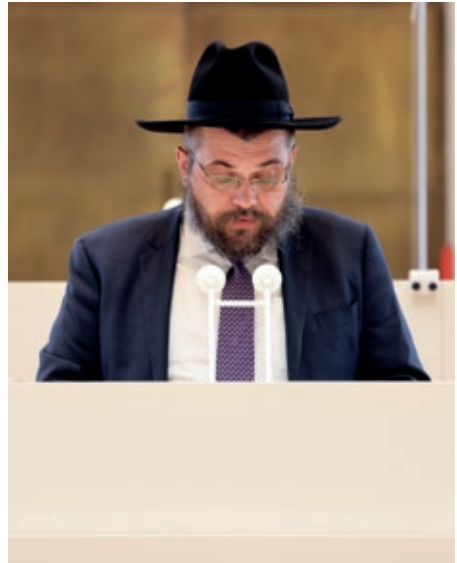
Psalmgebet

Ariel Kirzon

Rabbiner des Landesverbands der
Jüdischen Gemeinden im Land
Brandenburg

Psalm 122,
Übersetzung von Ludwig Philippson

1 Ein Wallfahrtslied. Von David. – Ich freue mich, als sie zu mir sprachen: Wir gehen zum Haus des Ewigen! 2 Jetzt stehen unsere Füße in deinen Toren, Jeruschalajim. – 3 Jeruschalajim, wohlgebaut als Stadt, dicht ummauert zumal, 4 wohin die Stämme, die Stämme Jahs, hinaufziehen – eine Satzung für Jisrael –, um des Ewigen Namen zu verherrlichen. 5 Denn dort stehen Throne zum Gericht, Throne des Hauses David. – 6 Wünscht Jeruschalajim Frieden! Ruhe mögen finden, die dich lieben! 7 Friede sei in deinen Mauern, Sicherheit in deinen Palästen! 8 Um meiner Brüder und meiner Freunde willen will ich sprechen: Friede sei in dir! 9 Um des Hauses des Ewigen, unsres Gottes, willen will ich dein Bestes suchen!



Rabbiner Ariel Kirzon

Grußwort

Prof. Dr. Ulrike Liedtke

Präsidentin des
Landtages Brandenburg

Sehr geehrter Rabbiner Ariel Kirzon, sehr geehrter Herr Tobias Barniske, sehr geehrte Frau Dr. Lea Wohl von Haselberg, sehr geehrter Herr Nick Hörmann, liebe Frau Shulamit Anna-Elena Lyubovskaya, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, herzlich willkommen zur Woche der Brüderlichkeit, die wir in diesem Jahr online begehen. Zunächst möchte ich mich bei Rabbiner Ariel Kirzon bedanken für die Einstimmung auf unsere Veranstaltung mit einem Psalmgebet.

Mit der Woche der Brüderlichkeit würdigen wir die Zusammenarbeit von Menschen jüdischen und christlichen Glaubens. Wir hoffen, dass wir damit einen Beitrag leisten zu Toleranz und friedlichem Miteinander. Dafür tritt der Landtag Brandenburg seit seinem Bestehen ein. Das friedliche Zusammenleben der Menschen steht unter dem Schutz unserer Verfassung, die rassistisches und fremdenfeindliches Gedankengut ausdrücklich ächtet. Der entsprechende Artikel wurde vor acht Jahren in die Landesverfassung eingefügt, auf Beschluss einer breiten Mehrheit im Parlament. Aktuell beraten wir eine weitere Ergänzung: Die Bekämpfung von Antisemitismus soll ausdrücklich Erwähnung finden, so will es wiederum eine große Mehrheit der Fraktionen.



Prof. Dr. Ulrike Liedtke

Als Landtagspräsidentin bin ich zur Neutralität verpflichtet – eine Bemerkung erlaube ich mir dennoch: Jede Form von Antisemitismus ist eine Schande für dieses Land – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte und des Holocaust. Gesellschaft und Politik in Brandenburg sind deshalb aufgerufen und gewillt, gegen antisemitische Äußerungen, Handlungen oder Tendenzen vorzugehen. Die vergangenen Jahre und Monate haben leider Anlass gegeben, dies immer wieder zu bekräftigen und vor allem: zu tun.

Das Schwerpunktthema für diese Woche der Brüderlichkeit ist das Erinnern. Seit 1700 Jahren gibt es jüdisches Leben in Deutschland, seit dem 13. Jahrhundert auch auf dem Gebiet des heutigen Landes Brandenburg.

Ohne die jahrhundertelange Verleumdung und Diskriminierung von Jüdinnen und Juden, die schändlichen Pogrome und den Holocaust auszublenden, ist das auch und vor allem ein Anlass zur Freude. Wir tun sicherlich gut daran, im Rückblick das Verbindende zu entdecken, um es für das Heute und Morgen zu stärken.

„Jede Form von Antisemitismus ist eine Schande für dieses Land.“

In der Mark Brandenburg hat das Zusammenleben von Menschen des jüdischen und christlichen Glaubens vor 350 Jahren eine positive Wendung genommen: Per Edikt gestattete der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm die Ansiedlung von 50 jüdischen Familien „zu Beförderung Handels und Wandels“, wie es hieß. Nach der vorherigen Verbannung und Vertreibung der Jüdinnen und Juden aus der Region blühte damit das jüdische Leben wieder auf, viele Gemeinden wurden neu gegründet. Allerdings sei erwähnt, dass dieses Edikt noch ausdrücklich den Bau von Synagogen untersagte.

In Potsdam dagegen soll in diesem Jahr der Bau der Synagoge beginnen: Nach langer Verzögerung ist geplant, den Grundstein für das Gotteshaus an der Schlossstraße zu legen, direkt neben dem Landtag in der Mitte der Landes-

hauptstadt. Diesem Vorhaben wünsche ich von Herzen gutes und dauerhaftes Gelingen!

Die Errichtung der Synagoge wird eine Entwicklung krönen, die vor 30 Jahren ihren Anfang nahm. Nach dem Mauersturz und dem Fall des Eisernen Vorhangs kamen Tausende jüdische Menschen vor allem aus Osteuropa nach Deutschland, auch nach Brandenburg. In zahlreichen Städten der Region entstanden Gemeinden – wieder, muss man sagen. Das jüdische Leben blüht erneut auf in vielen Städten der Mark, von Bernau bis Cottbus, von der Havel bis an die Oder. Das war und ist ein unerwartetes Geschenk für uns alle! Hinzu kommen Einrichtungen wie das Abraham Geiger Kolleg und das Moses Mendelssohn Zentrum, die – jeweils auf eigene Weise – weit über Potsdam und Brandenburg hinaus wirken. Sie ergänzen, begleiten und fördern eine Entwicklung, die eigentlich alltäglich sein sollte, es aber leider allzu lange nicht war: das Miteinander von Gläubigen, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Künstlerinnen und Künstlern sowie zahlreichen Engagierten unterschiedlicher Herkunft und Religion.

Die Freude über die neue Blüte des Judentums in Deutschland ist nicht ungetrübt, denn auch der Antisemitismus lebt leider fort in unserem Land, manchmal könnte man sogar meinen: Er lebt neu auf. Doch es gibt Zeichen der Hoffnung, dass ein Dialog zwischen den Religionen und ein friedliches Miteinander gelingen können. Eines dieser Zeichen wird morgen in der Mitte Berlins gesetzt: Auf den Fundamenten der ehemaligen

Petrikirche soll dort das House of One entstehen – eine Synagoge, eine Kirche und eine Moschee im selben Gebäude mit einem für alle offenen Begegnungsraum und dem erklärten Ziel, den Austausch und die Verständigung zu fördern. Den Initiatoren und Unterstützerinnen geht es um gegenseitigen Respekt, um Gleichberechtigung, Solidarität und Ehrfurcht vor dem Leben – so heißt es in der Charta des House of One. Diesem

Projekt, das unter anderem vom Bund und vom Land Berlin gefördert wird, ist ein nachhaltiger Erfolg zu wünschen!

Für einen Rückblick auf die Geschichte gibt es in diesem Jahr vielerlei Gründe, ebenso für den Blick nach vorne. Beides gehört untrennbar zusammen, auch und gerade in der Woche der Brüderlichkeit.

Vielen Dank!

Grußwort

Tobias Barniske

Vorsitzender der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Potsdam

Sehr geehrte Frau Präsidentin Prof. Dr. Liedtke, sehr geehrte Abgeordnete des Landtages, sehr geehrte Frau Dr. Wohl von Haselberg, sehr geehrter Rabbiner Kirzon, sehr geehrte Frau Lyubovskaya, sehr geehrter Herr Hörmann, sehr geehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, Zuhörerinnen und Zuhörer, das Jahresthema 2021 „... zu Eurem Gedächtnis: Visual History“ rührt an den Kern der Arbeit der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Denn die Auseinandersetzung mit den Verbrechen der Shoah, mit der Verantwortung der eigenen Generation oder der Generation der Vorfahren, mit dem Impuls nach dem „Vergessenwollen“ ist schon ein Thema seit Gründung der ersten Gesellschaften in den 1950er-Jahren. Ein anderes Motiv ist seit Anbeginn die Bekämpfung des Antisemitismus.

Was bedeutet Gedenkarbeit heute? Über die Rolle, die audiovisuelle Medien dabei spielen können oder schon spielen, wird uns sicherlich Frau Dr. Wohl von Haselberg von der Filmuniversität Potsdam berichten. Wir sind schon sehr gespannt auf Ihre Ausführungen. Lassen Sie mich aber kurz über zwei Aspekte sprechen, die für uns als GCJZ Potsdam wichtig sind: die Verantwortung aus der Geschichte und die Wertschätzung des



Tobias Barniske

anderen. Für uns steht fest: Die Aufklärung über das ganze Ausmaß der Verbrechen der Shoah, der Kampf gegen ihre Leugnung und Verharmlosung, der Einsatz gegen die Verächtlichmachung ihrer Opfer, gegen das Vergessen ist ein wesentlicher Teil der Gedenkarbeit und wird es bleiben. Primo Levis Botschaft „Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen“ sollte uns weiterhin eine Mahnung sein. Und ihre Gültigkeit wird ja zum Beispiel durch die Wiederkehr alter antisemitischer Verschwörungsmysmen und Propaganda in aktuellen politischen und gesellschaftlichen Diskursen bestätigt.

Bei der Erinnerungsarbeit – in der Begegnung mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, in Recherchen zum Schicksal von Jüdinnen und Juden aus Beelitz oder Werder, in Stolpersteinprojekten

und Informationsschauen zu jüdischen Mitgliedern einer Berufsgruppe, die wir begleiten und unterstützen dürfen – können wir aber auch immer wieder feststellen, wie da eine Wertschätzung der Vielfalt jüdischen Lebens, jüdischer Religion, Kultur und Geschichte entsteht, die zu dem Bewusstsein der Verantwortung aus der Geschichte hinzutritt. Eine Wertschätzung des anderen in Anerkennung der Unterschiede. Auf diese Art der Wertschätzung zielen wir auch in unseren interreligiösen Veranstaltungen ab.

„Seit 30 Jahren gibt es wieder jüdische Gemeinden in unserem Bundesland.“

Verantwortung aus der Geschichte und Wertschätzung des anderen in Anerkennung der Unterschiede – das sind entscheidende Beweggründe, sich für das jüdische Leben in unserem Bundesland heute einzusetzen. Es sollte sich ungehindert und frei entfalten können. Und die Voraussetzungen dafür sind eigentlich sehr gut. Seit 30 Jahren gibt es wieder jüdische Gemeinden in unserem Bundesland. Potsdam erhält dieses Jahr zwei neue Synagogen – die eine im europäischen Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit der Universität Potsdam wird in diesem Jahr eingeweiht, für die andere

am Schlossplatz wird der Grundstein gelegt.

Die aktuellen Ereignisse stellen uns aber vor die Frage, wie sich eine Religion, eine Kultur frei entwickeln soll, wenn sie nur unter Polizeischutz stattfinden kann? Antisemitische Drohungen und Angriffe machen ein offenes Leben als Jüdin, als Jude schwer – wenn nicht unmöglich. Deshalb ist der Kampf gegen den Antisemitismus von entscheidender Bedeutung. Und es ist nicht etwa die Aufgabe der jüdischen Gemeinschaft, sondern es ist die Aufgabe von uns allen, egal, ob wir Alteingesessene oder Neuzugezogene sind. Es ist eine Aufgabe der gesamten Gesellschaft. Deshalb begrüßen wir es außerordentlich, dass die Mehrheit der Fraktionen dieses Hauses die Landesverfassung um den Auftrag zur Bekämpfung des Antisemitismus ergänzen will. Wichtige Partnerinnen und Partner bei dieser Aufgabe können interreligiöse Projekte wie das House of One in Berlin, die Dialogperspektiven der Leo Baeck Foundation oder das Aktionsbündnis „Anders als du glaubst“ in Potsdam sein. Hier werden neue Orte der Begegnung geschaffen und neue Formen des interreligiösen und weltanschaulichen Gesprächs entwickelt, die dabei helfen, Vertrauen ineinander und Verständnis füreinander aufzubauen. Sie verdienen all unsere Unterstützung.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Festrede

Dr. Lea Wohl von Haselberg

Leiterin des BMBF-Forschungsprojekts „Zwischen Erinnerungskultur und Antisemitismus“ und der Nachwuchsforschungsgruppe „Was ist jüdischer Film?“ an der Filmuniversität Babelsberg KONRAD WOLF

Ganz herzlichen Dank für die Einladung, heute hier über audiovisuelle filmische Erinnerung zu sprechen. Vielen Dank, Frau Landtagspräsidentin, Herr Barniske, nicht zuletzt Rabbiner Kirzon für Ihre Worte!

Schon mit der Befreiung der ersten Lager begann die Bildproduktion und mit ihr auch die Debatte über die Möglichkeiten und Grenzen von Bildern für die Auseinandersetzung mit der Shoah – hinsichtlich Fotografien wie auch Bewegtbild. Tatsächlich beginnt sie sogar früher, denn schon die Nationalsozialisten gaben ja Filmaufnahmen in Auftrag. So wurden das Durchgangslager Westerbork in den Niederlanden¹ und das Warschauer Ghetto gefilmt. Auch wenn diese für propagandistische Zwecke gedachten Filme nicht fertiggestellt wurden – das Material fand später doch Eingang ins visuelle Gedächtnis der Shoah. Einige dieser Bilder sind ikonisch geworden, wie auch die Bilder, die die alliierten Soldaten bei der Befreiung der Konzentrations- und Vernichtungslager



Dr. Lea Wohl von Haselberg

machten. Es sind Bilder, denen auf unterschiedliche Weise ihr spezifischer Entstehungskontext eingeschrieben ist, die eine „ideologische Signatur“² haben.

Auch die Täterbilder sind nach 1945 unreflektiert als historische Wahrheit reproduziert worden, eingesetzt, um die Verbrechen zu beweisen, doch sie haben auch Reibung und Widerstand hervorgebracht: Claude Lanzmanns vehementen Protest etwa gegen die wiederholte Verwendung der immer gleichen Archivaufnahmen, aus dem heraus er sich gezwungen sah, eigene, drastische Bilder für seine Filme in der Gegenwart zu finden, um sich filmisch mit der Shoah auseinanderzusetzen. Aber auch

1 Harun Farocki befasst sich mit diesen Aufnahmen in seinem Film **AUFSCHUB – DOKUMENTARISCHE SZENEN AUS EINEM JUDENDURCHGANGSLAGER** (DE 2007).

2 Judith Keilbach: *Geschichtsbilder und Zeitzeugen. Zur Darstellung des Nationalsozialismus im bundesdeutschen Fernsehen*. Münster 2008. <https://doi.org/10.25969/mediarep/1006>, S. 32

Widerstand gegen die naive Authentizitätsannahme der Aufnahmen, die fotografischen Bildern immer eingeschrieben scheint und dazu einlädt, den Entstehungskontext auszublenden.

Mit ihrem Film **GEHEIMSACHE GHETTO-FILM** (DE/IL 2010; OT: **SHTIKAT HAARCHION**) versuchte Yael Hersonski genau das zu dekonstruieren, indem sie eine kritische Relektüre der Aufnahmen aus dem Warschauer Ghetto unternahm und den Täterbildern die Perspektive und Erinnerungen von Opfern gegenüberstellte: Eine kritische Befragung von Bildern, deren Notwendigkeit über geschichtliche Kontexte und die Erinnerung an die Shoah weit hinausgeht – und die auch heute in aktuellen Diskursen dringend notwendig ist.

Auch Spielfilme begannen sich früh mit der Shoah auseinanderzusetzen, weit vor den viel erwähnten Meilensteinen wie der Fernsehserie **HOLOCAUST. DIE GESCHICHTE DER FAMILIE WEISS** (USA 1978, Regie: Marvin J. Chomsky, OT: **HOLOCAUST**) und **SCHINDLERS LISTE** (USA 1993, Regie: Steven Spielberg; OT: **SCHINDLER'S LIST**).

So gilt Wanda Jakubowskas 1948 uraufgeführter Film **DIE LETZTE ETAPPE** (PL 1948, Regie: Wanda Jakubowska; OT: **OSTATNI ETAP**) als erster Spielfilm – von einer Auschwitz-Überlebenden mit wei-

teren Überlebenden in unterschiedlichen Rollen in Auschwitz-Birkenau gedreht, mit Frauenfiguren im Zentrum, von einer Regisseurin verantwortet, realisiert gegen viele Widerstände. Es ist ein Film, bei dem es nicht verwundert, dass es eine Weile dauerte, bis ihm Aufmerksamkeit und Stellenwert zuteilwurden, die ihm zustehen.

Es wurden Prozesse gegen die NS-Täter gefilmt – mit deren Aussagen, aber auch mit jenen der vorgeladenen Zeuginnen und Zeugen, etwa 1961 der Eichmann-Prozess in Jerusalem. Später, ab den ausgehenden 1970er- und den 1980er-Jahren, wurden die Aussagen von Überlebenden in Interviews zunächst auf Video aufgezeichnet und vom Visual History Archive der USC Shoah Foundation gesichert. Heute werden solche Aufnahmen mit volumetrischen Kameras gemacht, die eine Projektion in Hologrammen ermöglichen, die dann KI-basiert auf die Fragen von Besucherinnen und Besuchern antworten können.³ Lebensgeschichten wurden zu Fernsehserien, Dramen und Stories auf Instagram. Gleichzeitig haben Holocaustfilme eine immense Forschungsarbeit, ja, ein eigenes Forschungsfeld hervorgebracht.⁴ Die Shoah mit ihrer Undarstellbarkeit stellte den Film als Bildmedium vor große Herausforderungen und

3 Vgl. Alina Bothe: Die Geschichte der Shoah im virtuellen Raum. Eine Quellenkritik. Berlin 2019.

4 Für dieses ausgiebig bearbeitete Forschungsfeld lassen sich lediglich exemplarisch Arbeiten anführen: Judith E. Donson: The Holocaust in American Film. Philadelphia 1987; Sven Kramer: Auschwitz im Widerstreit. Zur Darstellung der Shoah in Film. Philosophie und Literatur. Wiesbaden 1999; Annette Insdorf: Indelible Shadows. Film and the Holocaust. Cambridge u. a. 1989; Peter Reichel: Erfundene Erinnerung. Weltkrieg und Judenmord in Film und Theater. München 2004; Waltraud Wende (Hrsg.): Der Holocaust im Film. Mediale Inszenierung und kulturelles Gedächtnis. Heidelberg 2007; Catrin Corell: Der Holocaust als Herausforderung für den Film. Formen des filmischen Umgangs mit der Shoah seit 1945. Eine Wirkungstypologie. Bielefeld 2009; Tobias Ebbrecht: Geschichtsbilder im medialen Gedächtnis. Filmische Narrationen des Holocaust. Bielefeld 2011

zwang nicht nur Filmschaffende, sondern auch Filmforscherinnen und -forscher sowie Filmtheoretikerinnen und -theoretiker zu neuen Auseinandersetzungen mit den Grenzen der Darstellbarkeit. Das Ringen um angemessene Bilder und einen kritischen Umgang mit ihnen scheint heute angesichts der Bilderflut digitaler Medien gleichzeitig obsolet und dringlicher als je zuvor.

„Die Shoah mit ihrer Undarstellbarkeit stellte den Film als Bildmedium vor große Herausforderungen.“

Der Blick in die Filmgeschichte zeigt zweierlei: Zum einen den Umstand, dass Film immer für Erinnerungsarbeit in Anspruch genommen wurde, in ihm und mit ihm wurde reflektiert, wie mit der Shoah im audiovisuellen Bild umgegangen werden kann, wie gleichzeitig eine Angemessenheit der Darstellung und ein Publikum erreicht werden kann oder wie diese beiden mitunter widerstreitenden Interessen gegeneinander abgewogen werden müssen. Gleichermaßen wurde filmisch reflektiert, dass Erinnerung immer umkämpft war und es bis heute geblieben ist. Diese Kämpfe sollten wir nicht zurückgelehnt aus einer vermeintlich sicheren Position der Gegenwart betrachten, die sich der Erinnerung an den Holocaust als Staatsräson gewahr ist.

Vielmehr sollten wir einen differenzierteren Blick wagen und uns in unseren Gewissheiten irritieren lassen. Denn mitnichten kämpfen wir alle für Erinnerung und mitnichten kämpfen wir alle für die gleiche.

Film verstehe ich dabei als Palimpsest. Film gleicht einem Palimpsest, einem mehrfach verwendeten, wiederholt beschriebenen Stück Papyrus, auf dem sich die unterschiedlichen Bedeutungsebenen überlagern. Diese Bedeutungsschichten lassen sich nicht nur im filmischen Text ausmachen, also dem fertigen Werk, sondern wir müssen auch Produktion und Rezeption betrachten, wenn wir über audiovisuelle Erinnerungskulturen sprechen. Auf der einen Seite sind es die beteiligten Filmschaffenden und ihre Konflikte und auf der anderen das Wirken der Filme in der Gesellschaft, das immer von Perspektiven der jeweiligen Gegenwart geprägt ist. Dort, wo audiovisuelle Erinnerung produktiv gewesen ist, war sie auch unbequem – und zwar nicht nur für das Publikum, sondern, auf sehr unterschiedliche Weise, auch für die an der Produktion beteiligten Akteurinnen und Akteure.

Die Filmgeschichte neigt wie alle Geschichtsschreibungen dazu, allen Leerstellen, Widersprüchen und Brüchen zum Trotz, eine lineare, kausal verbundene Narration mit Wendepunkten und zentralen Ereignissen zu entwickeln. Das führt zu einer Kanonisierung des Holocaustfilms, die sich leicht mit einer Erzählung einer im Progress befindlichen Erinnerungskultur in Einklang bringen lässt, nach der immer mehr Wissen um die historischen Ereignisse angehäuft

wird, die Positionen immer selbstkritischer werden und die Anerkennung der Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen immer umfassender. Die Momente in den letzten Jahren aber, die eine solche Sicht auf die deutsche Erinnerungskultur erschüttert oder irritiert haben sollten, sind so zahlreich, dass ich an dieser Stelle darauf verzichte, sie aufzuzählen. Stattdessen möchte ich heute anhand von vier Beispielen eine Gegenkanonisierung vorschlagen, einen anderen Blick auf Filmgeschichte, der Filme ins Zentrum stellt, die sich in unterschiedlichen Formen mit der Shoah und ihren Nachwirkungen auseinandergesetzt haben und heute wenig erinnert werden, die uns aber vielleicht – so meine Idee für diesen Eröffnungsvortrag – Perspektiven für künftige Erinnerungskulturen aufzeigen können.

Erstens: Fangen wir mit Filmen an, die nicht oder nur mit Umwegen realisiert wurden. Auch wenn es für Filmhistorikerinnen und -historiker natürlich schwierig ist, nachzuweisen, warum im Einzelnen Filme nicht finanziert und umgesetzt werden konnten, so sind auch die unfertig gebliebenen Ideen mitunter interessant.

So versuchte etwa der 2019 verstorbene Produzent Artur Brauner in den 1980er-Jahren die Geschichte von Oskar Schindler zu verfilmen, doch scheiterte dies an der Finanzierung. Das Projekt mit dem Titel **OSKAR SCHINDLER – EIN ENGEL IN DER HÖLLE**, das unter der Regie

von Axel Corti umgesetzt werden sollte, wurde von der Filmförderung zweimal abgelehnt, 1984 und 1992; es sei zu unplausibel. Kurz danach begann Steven Spielberg die Dreharbeiten zu **SCHINDLERS LISTE**, der Film feierte 1993 Premiere und schrieb Filmgeschichte.⁵

Der Regisseur Imo Moszkowicz, der selbst Auschwitz überlebte und sich in seinem filmischen Schaffen ansonsten nicht mit Shoah und Nationalsozialismus auseinandersetzte, wollte lange die Überlebensgeschichte von Marga Spiegel verfilmen. Sie war im gleichen westfälischen Dorf wie er geboren und mit ihrem Mann, dem Pferdehändler „Menne“ Spiegel, und ihrer Tochter von westfälischen Bauern versteckt worden. Bereits 1965 hatte Marga Spiegel ihre Geschichte als Buch veröffentlicht und seit den frühen 1980er-Jahren versuchte Moszkowicz den Film über Spiegels Geschichte zu realisieren. Die Uraufführung des Films⁶ verzögerte sich letztlich bis ins Jahr 2009 – zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht mehr unter der Regie von Moszkowicz, der zu diesem Zeitpunkt bereits 84 Jahre alt war und an dessen Nerven die Konflikte um die Verfilmung stark gezehrt hatten.⁷ Er war lediglich am Drehbuch beteiligt. In seinem Nachlass finden sich Unterlagen für eine weitere Rettungsgeschichte um einen guten Deutschen, in diesem Fall autobiografisch motiviert, die nicht realisiert wurde.

5 Vgl. Martina Thiele: Publizistische Kontroversen über den Holocaust im Film. Göttingen 2001, <https://ediss.uni-goettingen.de/handle/11858/00-1735-0000-000D-F211-4>, S. 159–160.

6 **UNTER BAUERN – RETTER IN DER NACHT** (DE 2009, Regie: Ludi Boeken)

7 Vgl. Imo Moszkowicz: Schlussklappe. Ein Protokoll von Hoffnung und Verzagen. Paderborn 2007.

Drei Beispiele sind sicherlich nicht genug, um hier eine Regelmäßigkeit abzuleiten. Und woran die Projekte im Einzelnen in der Filmförderanstalt und den Fernsehredaktionen scheiterten, kann selbst im Einzelfall kaum nachvollzogen werden. Doch das wiederholt anzutreffende Argument, es habe Bedenken gegeben, zu viele Geschichten von „guten Deutschen“ filmisch zu erzählen, möchte ich hier hinterfragen. Denn es waren gerade Überlebende der Verfolgung, die auf diesen Geschichten beharrten. Ist es so plausibel, dass sie ein Interesse hatten, die deutsche Bevölkerung durch Erzählungen von Rettung und Widerstand reinzuwaschen? Mir scheint es hier plausibler, dass ein differenziertes Bild gezeichnet werden sollte, das denjenigen, die geholfen hatten, gerecht geworden wäre, das aber im Umkehrschluss ein umso härteres Licht auf diejenigen geworfen hätte, die untätig geblieben waren. Diese Filme hätten oder haben die *Möglichkeiten* aufgezeigt – die Spielräume, die Menschen im eigenen Verhalten hatten. Damit wird die persistente und bis heute anzutreffende Erzählung ausgehöhlt, man habe einfach nicht helfen können (eine prominente Narration, die sich interessanterweise, wie die kürzlich erschienene MEMO-Studie der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (2021)⁸ zeigt, mit einer steigenden Anzahl von Menschen in Deutschland verbindet, die glauben, ihre Vorfahren hätten Jüdinnen und Juden gerettet). Es lohnt nicht nur in diesem Fall, gängige

Begründungen zu hinterfragen und neben einen Kausalzusammenhang probierhalber noch eine andere Möglichkeit zu stellen.

„Diese Filme hätten oder haben die Möglichkeiten aufgezeigt – die Spielräume, die Menschen im eigenen Verhalten hatten.“

Zweitens: Im April 1948 hat der erste russisch lizenzierte, von der DEFA produzierte Film *EHE IM SCHATTEN* (DE-Ost 1947, Regie: Kurt Maetzig) seine Premiere in der britischen Zone in Hamburg. Der Film erzählt die Geschichte des Schauspieler-Ehepaars Gottschalk, das, weil sie Jüdin war, während des Nationalsozialismus den Suizid wählte, um der Deportation zu entkommen.

EHE IM SCHATTEN fand großen Beifall im Hamburger Waterloo-Theater, wie kurz darauf in der „Zeit“ zu lesen ist: „Dieser Beifall meinte nicht demonstrativ den ersten hier gezeigten Film aus der russischen Zone, er galt der überzeugenden Echtheit und menschlichen Tiefe, mit der jüdische Schicksale (denn Gottschalk war mit einer Jüdin verheiratet) in jenen furchtbaren Nazijahren auf-

⁸ Multidimensionaler Erinnerungsmonitor, Studie IV 2021, https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Publikationen/evz-memo_studie.pdf

gezeigt werden. Der Film ist von so kühner schonungsloser Realistik, daß man diese Berliner Jahre noch einmal durchlebt und schreckgebannt an jenen Tag im Jahre 1941 zurückdenkt, da uns die Nachricht erreicht, daß auch die Familie Gottschalk keinen anderen Ausweg mehr wußte als den Tod.“⁹

Die Hamburger Premiere ist auch ereignisreich, weil es kurz davor zu einem Eklat kommt: Im Vorraum steht ein großes Bild von Joachim Gottschalk; Kurt Maetzig, der Regisseur von **EHE IM SCHATTEN**, und die Hauptdarstellerinnen und Hauptdarsteller des Films sind anwesend, außerdem Walter Koppel, ein jüdischer Produzent, der den Film in die britische Zone geholt hatte, mit Freundinnen und Freunden der „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes“. Anwesend ist aber auch Veit Harlan, der noch wenige Jahre zuvor als Regisseur von Propagandafilmen wie **JUD SÜSS** Karriere im nationalsozialistischen Deutschland gemacht hatte – mit seiner Frau, der Schauspielerin Kristina Söderbaum.

Vor Filmbeginn macht Koppel den Kinobesitzer Heinz B. Heisig auf Harlans Anwesenheit aufmerksam und Harlan und Söderbaum werden des Kinos verwiesen. Es folgt ein Briefwechsel, der im Mai im „Film-Echo“ veröffentlicht wird, in dem Harlan den Kinobesitzer mit Blick auf die Zukunft, wenn er und seine Frau wieder Filme machen würden, zur Entschuldigung drängt: „Die Welt ist rund. Eines Tages wird meine Frau wieder auf

der Leinwand sein und ich neben der Kamera – ich möchte Ihnen daher im Sinne einer weit schauenderen Vernunft den Rat geben, sich für die peinliche Szene zu entschuldigen.“

Heisig bezeichnete diese Forderung als absurd und wies sie klar zurück. In einem ebenfalls veröffentlichten Brief bedankte sich Koppel mit folgenden Worten beim Kinobesitzer Heisig: „Meine Freunde und ich, zu deren Sprecher ich mich bei Ihnen machte, als ich Sie auf die Anwesenheit von Harlan hinwies, sehen in diesem den Hersteller des gelungensten Hetzwerkes der Nationalsozialisten überhaupt und machen ihn mitverantwortlich für ihre eigenen Leiden und den Tod von Eltern, Geschwistern, Freunden oder ‚nur‘ Mitmenschen, vor deren Existenzen sie Achtung haben im Gegensatz zu Veit Harlan. [...] Viele Pressestimmen sprechen davon, dass sich Harlan taktlos benahm, als er die festliche Premiere, die vielen von uns eine Herzenssache war, besuchte. Ich glaube, es war mehr als eine Taktlosigkeit, es war eine Provokation, und dafür, dass sie unwirksam wurde, möchte ich mich bei Ihnen, Herr Heisig, nochmals bedanken.“¹⁰

EHE IM SCHATTEN kann man ästhetisch unterschiedlich einschätzen. Im Gegensatz zu anderen, vielleicht weniger konventionellen Filmen dieser Zeit erreichte er jedoch ein großes Publikum in allen vier Zonen. Doch darum geht es mir bei diesem Beispiel nicht so sehr:

9 Ehe im Schatten, Die Zeit v. 29. April 1948, https://www.zeit.de/1948/18/ehe-im-schatten?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F (letzter Abruf 27.05.2021)

10 <http://wernersudendorf.de/2019/12/veit-harlan-provokation-in-hamburg-1948-drei-briefe/> (letzter Abruf 28.06.2021)

Vielmehr will ich darauf hinweisen, dass auch das Kino als öffentlicher Raum ein umkämpfter ist – ein Erinnerungsraum (kein Erinnerungsort nach Pierre Nora), an dem ausgehandelt wird, wer Erinnerung in welchen Dienst nehmen darf, wer sich durch die Partizipation an der Veranstaltung entlasten oder an seinem Image arbeiten kann, wer in seiner Erinnerung und im Gedenken respektiert wird – und es ist auch ein Raum, in dem Solidarität möglich ist.

„Das Kino als öffentlicher Raum ist ein umkämpfter – ein Erinnerungsraum ...“

Drittens: Am Anfang von Jeanine Meerapfels Dokumentarfilm **IM LAND MEINER ELTERN** (DE-West 1981, Regie: Jeanine Meerapfel) gibt es eine Szene auf dem jüdischen Friedhof in Untergrombach. Meerapfel erklärt – nur aus dem Off zu hören – einer anderen Frau ihre Sehnsucht, dass das alles nicht geschehen sei, dass sie das Gefühl von Kontinuität nicht nur auf dem Friedhof finden würde, wo fünf Generationen ihrer Familie beerdigt seien, dass sie stattdessen auf Kaffee und Kuchen bei einer Tante vorbeifahren könnte. Dabei sehen wir das satte Grün, den zugewachsenen Friedhof, die alten Grabsteine. Im Off wird ein Knallen lauter, langsam erkennbar als Schüsse. Die Kamera folgt dem Geräusch durch die Äste in einer Such-

bewegung, dann wird ein Schild erkennbar: „Militärischer Sicherheitsbereich. Unbefugten Betreten verboten.“ Die Schüsse sind nun dröhnend laut.

Solche Gleichzeitigkeiten, hier durch das Nebeneinander der Orte, durchziehen Meerapfels Film, der eine Erkundung darstellt in einem Land, das sie als das ihrer Eltern beschreibt, das aber zu diesem Zeitpunkt schon seit über 15 Jahren Mittelpunkt ihres Arbeitens und Lebens ist. „Wenn es Hitler nicht gegeben hätte, wäre ich ein deutsch-jüdisches Kind geworden. Mehr deutsch als jüdisch, geboren in einem kleinen süddeutschen Dorf. Aber ich bin in Argentinien geboren. Meine Muttersprache ist Spanisch.“ Das spricht sie im Off, als die Kamera auf die Siegestsäule zufährt.

Ihre Eltern und ihre eigene Rückkehr in den 1960er-Jahren stellen den Ausgangspunkt des Films dar – und doch ist es kein im engeren Sinne autobiografischer Film: Meerapfel befragt Jüdinnen und Juden in West-Berlin zu ihren Blickwinkeln auf dieses Land, das auf unterschiedliche Weisen nicht ihres ist – die Malerin Sarah Haffner, Theaterregisseur Luc Bondy, Freundinnen und Freunde; Bekannte sprechen über ihr Leben und ihre jüdischen Perspektiven auf West-Berlin. Zentral ist die zehnjährige Anna Levine, sie spaziert durch West-Berlin, spricht und lacht mit Jeanine Meerapfel, fragt, wirkt mitunter fast wie ein kindliches Alter Ego. Sie liest uns Zuschauern den Inschriften auf Gedenktafeln vor, ihre rote Trainingsjacke führt uns wie ein roter Faden durch den Film und durch das West-Berlin der beginnenden 1980er-Jahre. Zweierlei ist bemerkens-

wert an diesem vierzig Jahre alten Film: Er formuliert ganz selbstverständlich und nebenbei eine kluge Analyse, mit der eine empathische Solidarität verbunden ist. Herbert Levine, der Vater der kleinen Anna, sagt in Meerapfels Film, dass auch die Überreste des deutschen Judenproblems gelöst seien, wenn die Gastarbeiter in Deutschland zu Hause und glücklich seien. Dass das nicht nur seine Position ist, sondern auch die des Films, zeigt uns die Kamera, die immer wieder die „Ausländer raus!“-Schriftzüge im Stadtraum einfängt und uns dadurch auf der Bildebene erzählt, dass es hier einen Zusammenhang mit dem Thema des Films gibt. Es liegt nicht zuletzt daran, dass der Film auch heute noch so aktuell wirkt – es sind die Zusammenhänge und Verwicklungen zwischen Antisemitismus und Rassismus, die bei aller Unterschiedlichkeit eben doch miteinander zu tun haben. Das erklärt der Film nicht akademisch aus, aber er zeigt jüdisches Leben in West-Berlin als migrantisches, vielsprachiges, das sich dieser Bezüge bewusst ist.

Viertens: Im Januar 2021 hatte ich zwei junge jüdische Filmschaffende eingeladen, um in meinem Seminar mit den Studierenden über ihre frisch erschienenen Filme zu diskutieren. Sharon Ryba-Kahns Dokumentarfilm **DISPLACED** (DE 2020, Regie: Sharon Ryba-Kahn) kreist um ihr schwieriges Verhältnis zu ihrem Vater, Sohn von Shoah-Überlebenden, und um ihr ebenfalls schwieriges Verhältnis zu Deutschland. Im Film reist sie nach Israel, um nach sieben

Jahren Funkstille ihren Vater zu treffen und das Gespräch wiederaufzunehmen, ferner nach Polen, um den Recherchen zur Familiengeschichte zu folgen, nach München, um das Gespräch mit ihren ehemaligen Schulfreundinnen zu suchen. Arkadij Khaets Kurzfilm **MASEL TOV COCKTAIL** (DE 2020, Regie: Arkadij Khaet, Mickey Paatzsch) erzählt verdichtet von Dima, russisch-jüdischer Abiturient, der sich durch den Dschungel deutscher Zuschreibungen im Ruhrpott kämpft und dabei immer wütender wird – eine echte Seltenheit im deutschen Film, ein aggressiver Jude.

Während des Seminars tauchte die Formulierung des „erhobenen Zeigefingers“ auf – in **DISPLACED** wird damit etwas Abschreckendes bezeichnet, in **MASEL TOV COCKTAIL** wird demgegenüber dessen Abwesenheit positiv hervorgehoben. Auch in Jurybegründungen wird – bezogen auf den inzwischen vielfach ausgezeichneten Kurzfilm – betont, er überzeuge mit starken Charakteren, ohne moralischen Zeigefinger.¹¹ So sehr man gewillt ist, über solche Formulierungen auf den ersten Blick hinwegzulesen, so interessant und bedenkenswert sind sie auf den zweiten: Denn was bedeutet es, dass es ein Bewertungskriterium ist, ob Filme, die sich mit der Shoah auseinandersetzen, den Zeigefinger erheben oder nicht?

Der erhobene Zeigefinger erhebt gleichsam einen Anspruch – etwas sagen zu dürfen, zu mahnen oder zu rechtzuweisen, auf etwas zu zeigen und damit den Blick zu lenken, an den Lip-

11 <https://www.menschenrechts-filmpreis.de/preistraeger/preistraeger-2020/> (letzter Abruf 30.06.2021)

pen gebietet er zu schweigen. Es ist ein fordernder Finger und kein versöhnlicher. Der Fingerzeig des erhobenen Zeigefingers ist mit einem Machtanspruch verbunden, mit einer selbstbewussten Position – in diesem Fall wird das als moralisch gelesen. Das scheint im Falle der Erinnerung an die Shoah als unangenehm empfunden zu werden. Da soll nicht gezeigt werden, auf niemanden – und Ansprüche sollen ohne erhobenen Finger freundlich vorgetragen werden. Wenn Wut verhandelt wird, dann bitte lustig.

Tatsächlich gibt es in **DISPLACED** einen Moment der Unversöhnlichkeit, eine konflikthafte Szene zwischen der Filmemacherin, im Bild zu sehen, und ihren früheren Schulfreundinnen, in der die Differenz erfahrung nicht aufgelöst wird. Kein lauter Streit, keine bösen Worte, aber die Frage, ob man nicht wissen wolle, woher man komme und was die eigene Familie während des Nationalsozialismus gemacht habe. Diese Frage wird nicht abgemildert oder zurückgenommen. Enttäuschung und Differenz werden hier sichtbar in einer Klarheit, wie sie in wenigen Filmen bisher sichtbar wurde. „Wenn zwischen uns kein Dialog möglich ist, zwischen wem dann? Wir sind doch zusammen aufgewachsen?“, fragt Ryba-Kahn in die Runde.

Ob hier tatsächlich ein Zeigefinger erhoben wird, vermag ich nicht zu sagen, aber hier wird erstmals etwas ausgesprochen und damit etwas beansprucht – eine jüdische Perspektive der dritten Generation, die different ist zu jener der nichtjüdischen deutschen

Gleichaltrigen. Damit ist der Film unbequem und stößt in bis heute unangenehme Bereiche vor. Erinnerung ist bis heute umkämpft. Wir wollen nicht alle erinnern und wir erinnern nicht unbedingt auf die gleiche Weise – ich sagte es bereits zu Anfang.

Differenz sichtbar zu machen, ist ein Potenzial von Filmen, das haben alle filmgeschichtlichen Beispiele gezeigt, die ich heute skizziert habe. Differenz auszuhalten und sie nicht aufzulösen, ist immer noch herausfordernd.

„Differenz sichtbar zu machen, ist ein Potenzial von Filmen.“

Der Fotograf Anton Kusters hat für sein **THE BLUE SKIES PROJECT** über 1078 Konzentrationslagern den blauen Himmel fotografiert und den Bildern die GPS-Koordinaten und Opferzahlen eingestanz. Die Polaroids brauchen 30 Jahre, bis sie vollständig verblasst sind. Die Zeitspanne, die wir als eine Generation verstehen. Übrig bleiben weiße Bilder mit unverrückbaren Zahlen.

Jede Generation muss neue Bilder finden und das ist gut so. Wie der Blick in die Filmgeschichte gezeigt hat, hat Differenz in audiovisueller Erinnerung immer eine Rolle gespielt. Holocaust-Filmgeschichte ist eine Geschichte von unterschiedlicher Erfahrung – in der Produktion und in der Kommunikation mit dem Publikum und es ist auch eine Kon-

fliktgeschichte des Ringens um Erinnerung.

Meine Hoffnung für künftige Erinnerungskulturen ist, dass Differenz auch explizit zum Thema gemacht werden kann, mit forderndem Zeigefinger, mitunter unversöhnlich, einen Anspruch erhebend, auf blinde Flecken zeigend und

dass sie nicht in einer versöhnlichen Geste aufgehoben werden muss. Hier kann Erinnerung an die Shoah auch für andere Bereiche unseres gesellschaftlichen Miteinanders Antworten geben. Konflikt und Differenz haben hierfür ein produktives Potenzial.

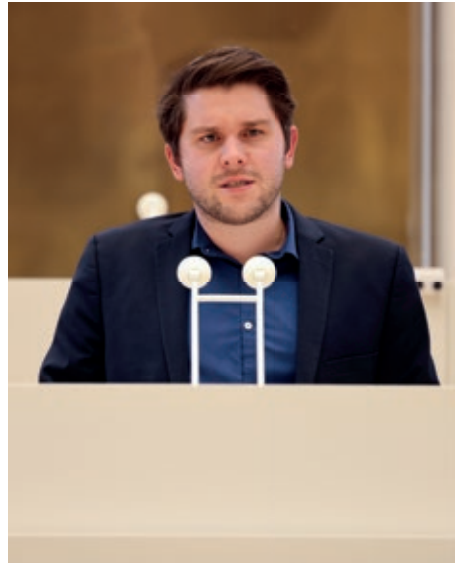
Kurzpräsentation

Nick Hörmann

Vertreter der Fachschaft Jüdische Theologie an der Universität Potsdam

Sehr geehrte Frau Präsidentin, sehr geehrte Abgeordnete, meine Damen und Herren, ich freue mich, Ihnen heute die Fachschaft eines Faches vorstellen zu können, das in vielerlei Hinsicht einzigartig ist. Einzigartig deswegen, weil es über 600 Jahre nach Gründung der ersten Christlichen Theologie in Deutschland dauerte, dass die Jüdische Theologie in Form der School of Jewish Theology hier in Potsdam an einer staatlichen Universität eine Heimat fand. Sie gibt es nunmehr seit inzwischen sieben Jahren. Einzigartig auch deswegen, weil ausgerechnet eine Stadt mit relativ kurzer und junger jüdischer Geschichte im Land der Shoah sich zu einem bedeutenden Zentrum jüdisch-akademischer Gelehrsamkeit entwickelte. Aber insbesondere einzigartig ob der Vielfältigkeit ihrer Studierenden. An der School of Jewish Theology in Potsdam studieren:

- zukünftige liberale Rabbiner und (!) Rabbinerinnen,
- zukünftige konservative (Masorti-) Rabbiner und (!) Rabbinerinnen,
- Musiker und Musikerinnen, die auf das Kantorenamt studieren,
- Studierende der Biblischen Archäologie (eine Gruppe wird sich im Juli auf Grabung in Jerusalem befinden und sich auf die Suche nach der ehemaligen Stadtmauer machen),



Nick Hörmann

- Studierende, die Religions- und Hebräischlehrerinnen und -lehrer werden (ich selbst arbeite dank des Studiums der Jüdischen Theologie bereits als Hebräischlehrer an einem Berliner Gymnasium),
- Geistliche, Musiker und Musikerinnen, Archäologinnen und Archäologen, Pädagoginnen und Pädagogen und viele andere.

All diese Typen finden sich im Studiengang Jüdische Theologie wieder. Eine Gruppe Studierender möchte ich aber noch extra hervorheben – und diese kann ich nicht wie die anderen mit einem „Berufsziel“ beschreiben. Ich meine die gar nicht so kleine Gruppe der nichtjüdischen Studierenden: Christinnen und Christen, Musliminnen und Muslime, Nicht- und Andersreligiöse, die unseren Studiengang alle auf ihre Weise berei-

chern. Es ist aber nicht nur wichtig, was diese in die Jüdische Theologie hineinbringen, sondern auch, was sie in die Welt hinaustragen. In Zeiten, in denen sich Antisemitismus in Wort und Gewalt wieder auf der Straße und sogar in der Mitte der Gesellschaft Bahn bricht, bin ich für jede Stimme dankbar, die mit uns in Potsdam zusammen lernt und ihr Wissen weiterträgt. Wissen um das Judentum ist die beste Waffe gegen Antisemitismus.

„Wissen um das Judentum ist die beste Waffe gegen Antisemitismus.“

Nun gut, wie sieht denn nun das studentische Leben in der School of Jewish Theology überhaupt aus? Als ein Highlight des Semesters gilt unumstritten der Semestergottesdienst, zu dem wir in der Vergangenheit auch schon Gäste aus dem Landtag begrüßen konnten. Auch im Studienalltag finden sich Studierende ganz routiniert zwischen den Kursen zu Morgen- und Nachmittagsgebet zusammen. Ich freue mich, dass hierzu bald die Seminarsynagoge am Campus Neues Palais zur Verfügung stehen wird. Wenn ich nun aber schon ein Semesterhighlight erwähne, dann muss es auch ein Jahreshighlight geben, das in seiner Beliebtheit auch den Semestergottesdienst übertrifft: Unsere jährliche Chanukkafeier mit Tombola, Dreidelspielen, Kerzenzündungen, gemein-

samem Singen und – wie sollte es auch anders bei Studierenden sein – natürlich einem Umtrunk.

Bevor ich nun fälschlicherweise das Bild von trinkenden und feiernden Studierenden etabliere, möchte ich auf den Kern unserer Studierendenschaft kommen: unsere gemeinschaftliche Lernkultur. Wer in unseren Fluren umherstreift, der wird Lerngruppen finden, in denen fortgeschrittene Studentinnen und Studenten mit Studienanfängerinnen und Studienanfängern hebräische Grammatik üben. Der wird Zweierpaare Studierender antreffen, die im traditionellen Chavruta-Stil über talmudische Texte hitzig debattieren. Und der wird Studierende ausmachen, die Fragen des jüdischen Rechts bis ins Aberwitzige diskutieren. Geradezu legendär sind hierbei die klassischen Schadensersatz-Diskussionen um den Ochsen, der eine Kettenreaktion von Ereignissen in Gang setzt, an dessen Ende letztlich jemandes Eigentum zerstört wird.

Zugegeben, in anderthalb Jahren Distanzunterricht hat unsere Lernkultur stark gelitten. Deswegen freue ich mich, wenn wir im Sommer endlich mit der Eröffnung des neuen Theologie-Komplexes am Neuen Palais nicht nur eine ganz neue Phase jüdischer Gelehrsamkeit in Potsdam einläuten, sondern auch die Rückkehr in den Präsenzunterricht feiern können. Die Lernkultur des Miteinanders ist das, was den Kern unserer Studierendenschaft ausmacht. Lernen ist, was Judentum ausmacht.

Um zum Schluss einen Gedanken Elie Wiesels einzubringen: Der Mensch

hatte im Garten Eden die Wahl zwischen Wissen und Unsterblichkeit. Er entschied sich für das Wissen.

Vielen Dank!

Die Veranstaltung konnte in diesem Jahr aufgrund der Coronapandemie leider nicht als Präsenzveranstaltung mit Gästen stattfinden. Sie wurde per Livestream auf der Website des Landtages übertragen und kann dort im Nachgang jederzeit abgerufen werden: www.landtag.brandenburg.de.

Blick in den Plenarsaal während der Festrede von Dr. Lea Wohl von Haselberg



Herausgeber: Landtag Brandenburg, Öffentlichkeitsarbeit

Fotos: Landtag Brandenburg / Konstantin Gastmann

Herstellung: ARNOLD group – Großbeeren

Diese Publikation wird vom Landtag Brandenburg im Rahmen der parlamentarischen Öffentlichkeitsarbeit herausgegeben. Die Abgabe ist kostenfrei. Der Weiterverkauf ist nicht gestattet. Eine Verwendung zum Zwecke der Wahlwerbung ist unzulässig.



Landtag Brandenburg

Alter Markt 1, 14467 Potsdam

Telefon 0331 966-0

Fax 0331 966-1210

post@landtag.brandenburg.de

www.landtag.brandenburg.de

Folgen Sie uns: 